

# Burckhardts Jugendbriefe

Autor(en): **Stadler, Willy**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **17 (1949-1950)**

Heft 10

PDF erstellt am: **25.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-758813>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

# BURCKHARDTS JUGENDBRIEFE

VON WILLY STADLER

## 1.

Als Jacob Burckhardt sich am Abend des 15. November 1887 zur Aula des Basler «Museums» begab, um dort den letzten seiner Akademischen Vorträge zu halten, da mag sich der Neunundsechzigjährige wiederum, wie schon vor Jahresfrist, mit jenen alten Schauspielern verglichen haben, die um des lieben Brotes willen, bei stets abnehmendem Erfolg, doch noch auf die Szene müssen. «Sie genießen mein tiefgefühltes Mitleid, da ich mich so ziemlich an ihre Stelle versetzen kann.» Nun verbirgt sich freilich in diesen wehmütigen Worten ein gut Stück Schelmerei und auch schamhafte Hochherzigkeit; denn was das liebe Brot betrifft, so ist zu wissen, daß nicht das eigene, keineswegs überreich bemessene gemeint war: die Einnahmen aus sämtlichen Museums-Vorträgen flossen der Universitätsbibliothek zu; und von stets abnehmendem Erfolg konnte schon gar nicht die Rede sein: gerade Burckhardts Name war es, der bis zuletzt mehr als jeder andere die Hörer herbeiströmen ließ, wie denn Burckhardt schon im Laufe seiner akademischen Lehrtätigkeit wie auch später, im Ruhestand, häufiger am Vortragspult erschienen ist als irgendeiner seiner Basler Kollegen.

Jenen Abend ging es um ein den Redner sehr persönlich bewegendes Thema, um die Briefe der Madame de Sévigné, ein *Opus epistolarum* von beträchtlichen äußeren wie inneren Ausmaßen. Der sachliche, der politisch-historische, zeitgeschichtliche, sittengeschichtliche Wert dieser Briefe, auch ihre formalen Qualitäten, ihre ästhetische, stilistische Vorbildlichkeit werden an weise ausgewählten Proben aufgezeigt, sowie die Meisterschaft, Zustände und Gestalten in wenigen Strichen hinzuzeichnen — «sie sieht in alle Ritzen und Spalten hinein» —; allein, mehr noch als all dies wird immer wieder jenes eine in den Blick gerückt, das der Vortragende als das für alle Zeiten Entscheidende erachtet: die Persönlichkeit. Woher rührt es, fragt er, daß wir ewig gerne in der Gesellschaft dieser Dame aus dem uns längst so fern und fremd gewordenen *Grand siècle* verweilen? Woher rührt es, daß schon die Zeitgenossen der Sévigné nicht anders empfanden? — Völlig naiv, gänzlich frei von literarischen Ambitionen sind diese Briefe! Nicht eine Zeile ist für das Publikum geschrieben: eine Mutter unterhält sich mit ihrer Tochter — daher der supreme Duft, die besondere Weihe, die geheime Grenze. Daher die seltene, ganz hohe Einheit von völliger

Haltung und ungezwungener, aber bemessener Hingabe. In ungesuchter Schönheit rollen die einfach gegliederten Sätze dahin: sie sind nichts anderes als der reine Weiterklang einer Konversation, deren herzinnerstes Anliegen ist, die Manieren und den Tonfall steifen Zeremoniells so bald wie möglich zu überwinden und den Gesprächspartner an den eigenen Freuden teilnehmen zu lassen, am eigenen Tun, Sinnen, Trachten —: hätte man diese Freude nicht, man verfiel dem Tod, und zwar dem Tod durch ein verächtliches Schwert.

Durch das Gewicht ihres mehr nur inwendig verwahrten, ihres zur völligen Aufschließung dem Leser übergebenen Sinngehaltes, durch die Macht des mit meisterlicher Kühnheit bezeichnenden Wortes, hinwieder durch ihre freie leichte Art, ihre glückliche Frische gehören diese Seiten wohl zu den ansprechendsten und beziehungsreichsten, die uns von Burckhardt erhalten sind; denn alles, was der greise Meister an den Briefen der Sévigné zu rühmen fand, hatte er seit frühen Schülertagen selbst erstrebt, und im Laufe seines Lebens hatte er, auf seine persönliche Weise, es zu hoher Vollkommenheit zu entwickeln vermocht.

## 2.

Naivität, Lauterkeit des Trachtens, Freisein von literarischen Ambitionen, freudigen Arbeitsernst zeigen die frühen Briefe an den Freiburger Historiker Heinrich Schreiber. Dieser hat dem Gymnasiasten, dem seinem Maturitätsexamen sich nähernden Jüngling, vertrauensvoll Gelegenheit geboten zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit. Exzerpte aus gedruckten Büchern und ungedruckten Handschriften, Notizen aus Katalogen, Angaben über Bilder und Ausgrabungen! Zwischendrin bekundet sich, anfangs noch in den rührenden Formen kaum erst erlernter schulmäßiger Rhetorik, innige Ehrfurcht vor dem älteren Freund, und zuweilen wagt sich, in scheuer, knapper Formulierung, eine eigene Maxime hervor, oder es werden, mit noch zagender Hand, zwei Profile hingezeichnet: «Wie hätte auch Glarean dem ernstesten Oecolampad gefallen können? so wenig wie Oecolampad ihm selbst.» Kritischer Ernst bescheidet sich nicht damit, gelegentlich einen Basler Bibliothekskatalog unrichtiger Anführungen zu zeichnen; auch Zweifel an einer Lehrmeinung des Korrespondenten werden keineswegs schweigen geheißen, wohl aber mit vollendeter Dezenz vorgetragen, und einmal eröffnet sich dem erst Siebzehnjährigen eine Sicht, deren panoramatische Weite schon den künftigen Kulturhistoriker verrät: «Es wäre merkwürdig, die Gestaltung der Geschichte Alexanders bei den verschiedenen Völkern und Schriftstellern zu untersuchen; die historische bei Arrian, die romanhaftere bei Curtius,

die mythischere bei den Persern und Indern, und endlich die aus diesen Quellen geflossenen französischen Romane und der (sic!) deutschen Gedichte zu vergleichen »

Freilich ist nicht zu übersehen, daß Burckhardt auch diesem seinem getreuen Eckart gegenüber vermeidet, den Briefen das anzuvertrauen, was ihn — wir wissen es wohl — Anno 1838/39 am tiefsten bewegte: die Abkehr vom Studium der Theologie, die Preisgabe pfarrherrlicher Zukunftspläne gemäß dem hoffenden und ermunternden Wohlgefallen des Vaters, die Wahl der Geschichtswissenschaft zum Lebensberuf. Da liest man unter dem zu österlichem Einkehr-Ernst mahnenden Datum des Palmsonntags 1839: «Mehr als je fühle ich jetzt das Bedürfnis, über tausend Dinge mit einem wohlwollenden Freunde mich zu besprechen, oder wenigstens über Manches auszureden, wofür ich hier kein Ohr finde, — freilich auch keines suche.» Als reinen Weiterklang oder Vorklang gepflogener Unterhaltung müssen daher auch diese Briefe vernommen werden, darin liegt ihre geheime Grenze und ihr hoher Reiz: unsere Imagination wird vielfältig angeregt, das zu ergänzen, was die welterfahrene Behutsamkeit des einen Korrespondenten und die jünglingshafte Scheu des anderen nur in mündlicher Rede, Aug in Auge, jeweils zu behandeln für gut befand.

### 3.

Daß hohe Einheit von völliger Haltung und ungezwungener, aber bemessener Hingabe ihrer Natur nach nichts anderes sein kann als die Frucht leidvoller Erfahrung und beharrlicher Selbstzucht, zeigen die sieben Briefe an Johannes Riggenbach, den neben Alois Biedermann bedeutendsten und intimsten unter den Basler Studienfreunden der Jahre 1837—1839. Man liest sie wohl am besten im ständigen Hinhorchen auf ihre leitenden Motive: wie diese erstmals anklingen dürfen, dann zunächst verstummen müssen, bald jedoch in überraschenden Varianten mehrmals wieder aufgenommen werden.

Da ist, absichtsvoll verschlungen mit anderen Motiven, das Motiv Italien. Am 8. Mai 1838 kommt die geplante Reise erstmals zur Sprache: «Gott, wo werde ich von heut über zehn Wochen sein? Diesseits oder jenseits der Alpen?» — Einen Monat später, nun leidenschaftlicher: «Aber in gottes (sic!) Namen, ich *muß* diesmal hinein, und wäre es in den Klauen des Teufels.» Vier Wochen nach der Heimkehr, am 26. August, wird dem Freund ein langer Reisebrief geschrieben. Darin heißt es, noch sehr verhalten: «Als nächster Nutzen der Reise stellt sich heraus, daß ich ganz geläufig italienisch spreche und in Kunst und Natur einige Blicke mehr getan habe, als fernerer und



höherer, daß ich von meinem Italien-Fieber geheilt bin durch die Erfahrung, daß auch in Italien nur der das Glück findet, der es mitbringt.» Was da insgeheim empfunden ist, kündigt sich an in den Worten: «Diesen folgenden Tag, den wir in Pisa zubrachten, werde ich unter die schönsten meines Lebens zählen, besonders den Abend. Ich hätte nur noch Alois und Dich gebraucht; auch ist euer vielfach im stillen gedacht worden.» Zwei Tage später klagt der Theologe seine grimmigen Enttäuschungen: «Ich darf einstweilen den Trümmern meiner bisherigen Ueberzeugungen gar nicht ins Auge sehen.» Was, fragt er zuletzt, bleibt mir noch, außer dem Gebet? «Einstweilen ein inniger Herzensverband zwischen uns beiden und Alois!» Ueber das Italien-Erlebnis fast kein Wort mehr. Es muß aber tief in der Brust unablässig gewühlt haben, Woche um Woche; denn nach mehr denn zwei Monaten, unterm Datum des 9. November, bekommen wir endlich zu lesen: «Italien ist für mich, höre und staune, das Land der schmerzlichsten Augenblicke gewesen; von der gesamten Masse des Kunst- und Naturgenusses durfte ich so viel als nichts in die Seele dringen lassen, denn sowie ich dem göttlichen Südhauch etwas mehr als den Geist, das fühlende, noch immer fühlende Gemüt eröffnen wollte, so schlug er in ein Heimweh nach verschollener Freundschaft um, das ich nicht noch einmal auf Erden fühlen möchte.» Und wiederum: «Der Himmel war ganz dunkelblau, der Apennin stand violett im Abendglanz; unter meinen Füßen rauschte der Arno und ich hätte weinen mögen wie ein Kind. All mein Heroismus verschwand, wäre Alois gekommen, ich hätte ihm in die Arme stürzen müssen.» Dem Gemütsleben zu entsagen wird jetzt als törichter und, Gott sei Dank, unglücklich ausgefallener Versuch beklagt und verworfen.

Einen Monat später, 12. Dezember, wird dies Verdikt noch verstärkt: «Mein Entschluß, dem Gemütsleben zu entsagen; ein höllisches Consilium! Hättest Du während der Zeit in mein stürmisch bewegtes, liebebedürftiges Gemüt blicken können!» — Und nun nochmals Italien, appassionato wiederum, und wiederum in Moll — aber diesmal nicht ohne einen neuen Klang, eine kühn hoffende Wendung ins Beglückend-Künftige: «Auf wie mancher Stadt lastet in meinem Gedächtnis der düstere Gedanke: du hast's als ein Einsiedler gesehen, und je schöneres du sahst, desto bittere Schmerzen empfandest du! — Ach, wenn doch eine Reise mit euch diesen düsteren Flor von Genua, Pisa und Florenz wegnehmen könnte!» — Und im letzten dieser Freundesbriefe, die mit ihren steilen Flammen und zuckenden Schatten ein Jahr schwerster Kämpfe bezeugen, dürfen wir endlich den die Dissonanzen auflösenden, den tröstlichen Schlußakkord vernehmen: «Auf mein eigenes Gefühl und Gemüth werde ich nie Verzicht leisten, wohl aber auf die Aeüßerung desselben in Worten; und auch darauf nicht absolut.»

Von Burckhardts Briefen an seinen zwei Jahre jüngeren Studienfreund Friedrich von Tschudi aus Glarus, damals noch ganz der Theologie ergeben — er aber ist's, der 1853 «Das Tierleben der Alpenwelt» veröffentlichen wird, sein Meisterwerk, ein Jahr bevor Burckhardts «Cicerone» erscheint —, von diesen Briefen hat Werner Kaegi jüngst geurteilt, sie gehörten zu den schönsten, die in Burckhardts Briefwerk überhaupt zu finden seien.

An den Briefwechsel mit Biedermann schließen sie sich zeitlich und psychologisch unmittelbar an. Im April 1839 war Tschudi von Basel nach Bonn gezogen. Kurz darauf schrieb Burckhardt an Riggenbach, Tschudi habe ihm bei seinem Abgang eine viel größere Lücke hinterlassen, als er selber wisse und glaube. Die ohnehin starken Idealisierungstendenzen eines nach Mitteilung, nach Hingabe verlangenden Herzens hat alsdann die räumliche Trennung sehr begünstigt, indem sie fast alle Möglichkeiten zu realistischen Korrekturen, zu alltäglichen Beobachtungen und Erprobungen aufhob. So heißt es denn im vorletzten dieser Briefe, datiert aus Berlin, 18. November 1839, auf die Nachricht von Tschudis baldigem Kommen: «Unserm Gnomon leuchtet eine Sonne die nicht untergeht, nicht wahr? Auch giebt es da nichts zu rasten. Man weiß nur, daß es im Monat April Mittag sein und dann Mittag bleiben wird.» Ueberschwengliche Klänge wie aus Jean Paul! Allein, der Hingabe wird alsogleich ihr Maß gesetzt, die als würdig und recht empfundene Haltung bleibt selbst hier gewahrt: «Ich weiß, ich bin Dir schon zu leidenschaftlich, vielleicht wirst Du mich in der Nähe anders beurteilen. Ich entsetze mich auch bisweilen selber vor der Heftigkeit, mit der ich Alles angreife. Komm, hilf mich bändigen!» — Und dreizehn Tage darauf folgt ein erstaunliches Selbstbekenntnis: «Lies meinen letzten Brief noch einmal, er ist auf der Neige jenes Zustandes geschrieben, als ich mich entschlossen hatte, mich noch einmal an die Liebe zu klammern und in ihr Ruhe zu suchen.»

Hier mag man sich vergegenwärtigen, welch starkes Interesse Burckhardt<sup>1</sup> drei Jahrzehnte später für einen soeben erschienenen französischen Roman bezeugen wird, die «Education sentimentale» von Gustave Flaubert. «Celui qui avait rêvé l'amour», heißt es an bedeutender, weithin sichtbarer Stelle des Buches, nämlich da, wo der Held Frédéric Moreau auf sein verfehltes Leben zurückschaut. Zur Erkenntnis des durch nationale Schranken ja nur abgewandelten, nicht wesentlich veränderten Generations-Erlebnisses der um 1820 Geborenen, um 1840 zum Leben Antretenden bleibt dies epische Werk europäischen

<sup>1</sup> An Friedrich von Preen, 27. 4. 1870.

Ranges eine wahre Fundgrube. Auch Moreaus Gefährte Deslauriers — «celui qui avait rêvé le pouvoir» — dürfte Burckhardt interessiert haben, unter dem Aspekt der Macht.

Man kann wohl sagen, daß Burckhardt alle seine Briefe an Tschudi «auf der Neige jenes Zustandes» geschrieben hat, anfangs noch unwissentlich, dann allmählich ahnend, endlich bewußt. Ueber ihre Morgenröte ist die erhoffte Sonne denn auch nicht hinausgestiegen. Als das Sommersemester 1840 die Freunde in Berlin vereinte, da erwies es sich — wohl nicht ganz unerwarteterweise, besonders der von Natur kühlere Tschudi hatte wohl stets Bedenken gehegt —, daß aus den emphatischen Anfängen ein wirkliches Vertrauen nicht mehr erwachsen konnte. Ohne Gehör für Burckhardts innerstes Anliegen, stand Tschudi längst schon (spätestens in Bonn, wenn nicht schon in Basel) in der geschlossenen Front jener, deren geistliches Bestreben nur noch sein konnte, den in seinem Seelenheil gefährdeten Burckhardt in die sicheren Hürden hegelianischer Frömmigkeit heimzuholen: ein Unterfangen, dem sich, schon vor Tschudis Ankunft, in der Nachfolge Biedermanns und wohl in brieflichem Konnex mit Tschudi, vorab der Glarner Caspar Lebrecht Zwicky mit Eifer und Energie gewidmet hat, ohne jedoch mehr als bloß zeitweilige Erfolge zu erzielen.

Schon nähert sich, wir spüren es wohl, jene Zeit — Sommer 1843 —, da der Fünfundzwanzigjährige seine Briefe mit dem lorbeergekrönten Haupte Cäsars zu siegeln sich gewöhnen wird; mag sein, daß er, Shakespeare oder Plutarch nachsinnend, den Römerhelden so recht als Inbegriff reich begabten, starken, freien Menschentumes erfaßte, wohl nicht wesentlich anders als einst der junge Goethe, der in Lavaters Physiognomischen Fragmenten das Antlitz Caesars mit beredten Worten gepriesen hatte als wahrhaft groß, rein und gut, mächtig und gewaltig ohne Trotz, unbeweglich und unwiderstehlich, weise, tätig.

## 5.

Besondere Weihe, geheime Grenze, supremen Duft: diese Vorzüge der Sévigné-Briefe erklärt Burckhardt seinen Zuhörern daraus, daß es überwiegend Briefe einer Mutter an ihre Tochter seien. Wir aber meinen bei ihm selber diese Vorzüge in schönster Entfaltung zu erblicken in den Briefen, die er als Bruder an seine ältere Schwester Luise schrieb. Wenigstens einer von ihnen sei hier des näheren betrachtet, der vom 29. Januar 1842. Er bietet uns ein Bildnis Bettinas von Arnim, der Schwester Clemens von Brentanos, und Goethes «Kind»; zugleich fällt hier, durch die Möglichkeit des Vergleichs, Licht auf Burckhardts Freund Beyschlag.

Wie einige Monate zuvor Burckhardt, so wurde nämlich auch Willibald Beyschlag von der Verlobten Kinkels, Johanna Matthieux, an Bettina empfohlen. Der Brief<sup>2</sup> ist uns erhalten; er dürfte, seiner ganzen Art nach, kaum viel anders gelautet haben als der für Burckhardt verfaßte. Johanna schreibt aus Bonn an ihre Berliner Freundin, deren Hausgenossin sie längere Zeit gewesen war: «Schlagen Sie uns nicht die Türe zu, wie ich Sie einst manchmal den Eindringlichen tun sah, sondern gönnen Sie gütig meinem Empfohlenen ein Plätzchen in der Nähe Ihres geheiligten Sessels» — eine schmeichelhafte Anspielung auf Bettinas für Goethe entworfenes Monument. Dann der Wunsch: «Die unbefangene, unverdunkelt schauende Jugend läßt sich so leicht nicht irremachen; solche bringen gewiß ein reineres, treueres Bild der Bettina von Arnim zu einer kommenden Generation hinab, als so viele, die sich rühmten, Ihnen nähergestanden zu haben, und nicht befähigt waren, es einzusehen, welche Schicksalsgunst ihnen geworden.»

Prüfen wir, wie das Bettina-Bild aussieht, das der blauäugige Student Willibald Beyschlag aus Frankfurt am Main, von den Kinkels «der herzige Balder» genannt, auf die kommenden Generationen gebracht hat. In seinen Erinnerungen<sup>3</sup> erwähnt er Bettina im selben Atem mit Hoffmann von Fallersleben, und zwar als zweites, bedeutungsvolleres, aber auch seltsameres Original, das in den Wogen der damaligen politischen Aufregung schwamm. Auf seinen Besuch bereitete sich Beyschlag vor durch gewissenhafte Lektüre der «Günderode» und des «Briefwechsels Goethes mit einem Kinde»; aber dies blieben ihm Schriften, deren Eindruck er nur mit einer Flasche Schaumwein vergleichen konnte. Wie er Bettina erstmals begegnet, ist sie ihm eine kleine alte Frau von unruhigster Lebhaftigkeit, die allerdings wie ein Kind halb geistreiche, halb unsinnige Einfälle in bunter Mischung hervorsprudelt. Vom politischen Fieber der Zeit war dieser durchaus unpolitische, unpraktische Sprühgeist, war dieses poetische Irrlicht angesteckt, und zwar nach der sozialistischen Seite hin. Sie lief ins Schloß, um dem König Rat zu geben; gleichzeitig aber berührte sie sich mit dem äußersten Radikalismus. Wie Beyschlag und Burckhardts gemeinsamer Freund Hermann Schauenburg «wegen politischer Umtriebe» verhaftet worden ist, eilt Balder zu Bettina, um sie für einen Bittbesuch beim König zu gewinnen. «Aber da machte ich eine seltsame Erfahrung. Die phantastische Dame wünschte interessante Geständnisse des Verhafteten, und da diejenigen Geständnisse, welche Schauenburg ehrlicher Weise machen konnte, ihrer hochfliegenden Vor-

<sup>2</sup> Paul Kaufmann, Johanna Kinkel. In: Preuß. Jahrb. 222 (1930), p. 62/64.

<sup>3</sup> Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen der jüngeren Jahre. Halle a. S. 1896, p. 138 f, 157, 170.



stellung von einem Verschwörer nicht entsprachen, so verlor sie das Interesse und tat nichts.» (Hier ist es an der Zeit, zu fragen, wer denn eigentlich «phantastisch» gewesen sei, Bettina oder Balder? Als Witwe eines preußischen Junkers mag sich Bettina völlig nüchtern überlegt haben, daß Kniefälle vor Königen, sollen sie wirksam sein, selten zu bleiben haben. Ihrem Kniefall vor König Friedrich Wilhelm IV. wird Gottfried Kinkel sein Leben danken.)

Zu diesen politisch-moralischen Beschwerden kommen noch die besonders schmerzlichen Irritationen des Theologen, der zwar treuherzig bekennt: «Ich hätte gern an der berühmten Frau etwas gehabt und dankbar von ihr mitgenommen», aber nicht verwinden kann, daß Bettina über Gott und Welt ohne Respekt vor beiden drauflos orakelt, wiewohl sie von Christentum und Bibel so wenig weiß, daß sie sogar den Apostel Johannes auf Patmos wilden Honig und Heuschrecken essen läßt. Beim letzten Besuch allerdings widerspricht Balder — kühn geworden — Bettina herzlich; er beschreibt ihr ihren Freund Bruno Bauer in wahrer Gestalt, und auf ihre Frage, was denn eigentlich christliche Prinzipien seien, bleibt er ihr den Bescheid nicht schuldig. Gerade diese jugendliche Kühnheit aber scheint Bettina zu gefallen, und der künftige Hofprediger bekommt beim Abschied die, wie ihn dünkt, «fast herzlichen» Worte mit auf den Weg: «Sie sehen, wir zwei werden nicht einig; ich kann's auch nicht verlangen: das wäre, als wenn ich zur Knospe vor der Zeit sagen wollte: Brich auf!»

Ein reiferes, ein in seinem Reifsein zarteres, behenderes Herz verrät sich in Burckhardts Bettina-Brief durch die Schilderung der ersten Begegnung: «Ein 54jähriges Mütterchen, klein, aber von schöner Haltung, mit wahrhaften Zigeunerzügen im Angesicht, aber so wunderbar interessant, wie *selten* ein weiblicher Kopf; schöne, echte kastanienbraune Locken, die braunsten, wundersamsten Augen, die mir noch vorgekommen sind.» Durch die Lektüre der «Günderode» hat selbstverständlich auch dieser Verehrer sich vorbereitet, und wie nun Bettina wissen will, ob er sie gelesen habe, antwortet er: «O ja, mehrmals.» Da fragt Bettina: «Nun, ist es nicht ein herrliches Mädchen gewesen? Haben Sie sich nicht in sie verliebt?» — Der also Gefragte errötet heftig. Worauf Bettina: «Ja, ich seh es Ihnen an, Sie haben sich in die Günderode verliebt.» Nach dieser Erzählung wird, *par parenthèse*, die liebe Schwester ermuntert, sich von der Lesegesellschaft die «Günderode» zu holen, eins der wunderbarsten Bücher. Ueber die weitere Unterhaltung, die zum großen Teil politische Dinge betraf, bekommen wir zu lesen: «Eine volle Stunde währte unser Gespräch über die Jugend, die Studenten, die Zukunft Deutschlands. Das gewaltige Weib faßte alles von der größten, edelsten Seite an, wenn sie auch etwas hochliberal sein mag.»

Anders als der normgewohnte, systemeifrige, entscheidungsfreudige Theologe, vermag der seinem reinen Anschauen hingeebene Burckhardt Bettinas Frauengestalt in dem von ihr selber geschaffenen Lebensraum zu erblicken; sein schon mannigfach belehrtes Auge, wohl mehr noch seine Intuition vermag abzulesen, wie dieser Lebensraum die Gestalt mitbezeugt: wortlos-beredt, durch schweigendes Da-Sein. Wie Dürer seinen Hieronymus, schaut Burckhardt seine Bettina «im Gehäus». Und dies Gehäus, wie intensiv ist es durchwohnt: Gemälde und Ahnenbild bekommen wir zu sehen, Statue und Klavier, vom Vorzimmer geht es in den Salon, vom Salon in Bettinas Arbeitszimmer; wie die Töchter Maximiliane, Armgard und Gisela samt ihrem niedlichen Windhund erschienen sind, begibt man sich in den Salon zurück, um zu singen; schließlich kommt noch Frau von Savigny; Burckhardt aber findet sich allein mit Bettina wieder im Arbeitszimmer, und nun erst zeigt sich das ältliche Mütterchen des ersten Anblicks immer mehr als das gewaltige Weib, das alles von der größten, edelsten Seite anfaßt.

Wegen des mangelnden Zeitmomentes, sagt jenes «im Gehäus» nicht genug; es wäre zu ergänzen durch Aeüßerungen des späteren, ja spätesten Burckhardt<sup>4</sup>, etwa durch den einem Architekten erteilten Rat: «Skizzieren Sie Anordnungen, lieber Freund, Anordnungen!» Nicht allein Räume, sondern Raumfolgen gilt es zu schauen und somit alles, was eine Raumfolge als solche im Bewußtsein erstehen läßt, und wäre es das bescheidenste Motiv eines Treppenansatzes, Lichteinfalls, Korridors, denn all dies gibt sich zuweilen als ein geradezu Geniales zu erkennen. Auf wachste Bereitschaft zu momentanem Gewahren kommt es an, und da wird wohl einmal eine Rundtreppe in ihren ästhetischen Qualitäten voll erkannt erst im Augenblick, da oben in seitlicher Bogennische eine Dame ihren feuerroten Ueberwurf über die Balustrade hangen läßt. Dazu das geduldige Ausharren, das unermüdlicheerspüren des etwa noch vorhandenen Werthaften, jene Betrachter-Gesinnung, die in einer schon zerfallenden, weithingedehnten Baumasse selbst die dunkelsten, verworrensten Treppen und Korridore zu durch-eilen nicht ermüdet: bis der Kustode eine Tür aufstößt, die in einen klassischen Prachtraum führt! — Es ist diese Weise des Schauens, angewandt auch auf innerseelische Räume und Raumfolgen, die in gewissem Maß schon den jungen Burckhardt auszeichnet. Der Theologe kann sie, soweit er Dogmatiker ist, entbehren, wiewohl sie, aus pastoralen Gründen, auch ihm wünschbar, ja notwendig erscheinen muß.

<sup>4</sup> Zum Folgenden: an Max Alioth, 7. 7. 1870; 20. 9. 1880; 8. 8. 1878.



In dem Maß, als der Geist in eine Materie eindringt, sich ihrer bemächtigt, in ihr heimisch und herrschend wird, vermag er Ordnungsgebilde ins Licht zu heben, Strukturen, Maßverhältnisse, Entsprechungen. Leibniz nannte dies «Ordonnances merveilleuses». Wie viele solcher «Ordonnances merveilleuses» sind uns doch, wenn anders der Anschauende, Auswählende, Aufzeichnende Jacob Burckhardt heißt, allein schon gegeben durch ein scheinbar dürftiges Sätzchen wie dieses: «An der Wand über dem Sopha bloß die Io, Copie nach Correggio.»

Der Vorwurf des Gemäldes nämlich ist bebende Mädchenangst, sich wandelnd in trunkene Lust. Io, die jungfräuliche Tochter des Pelasgerkönigs Inachos, ist vor Zeus' Werbungen in unwegsame Gebirgsschluchten entflohen, verfolgt von dem in schleiernde, qualmende Nebel verhüllten Gott, der die Verirrte und Ermattete endlich ereilt und in seine Arme schließt . . . Von dieser mythischen Szene senkt sich unser Blick hinab zu Bettina, die, lebhaft sich unterhaltend, auf dem Sofa sitzt: «Sie trug ein dunkelviolettes seidnes Kleid, und drüber einen hellmeergrünen Shawl, den sie unaufhörlich in die zierlichsten Falten warf; es muß ein superfeines Gewebe sein, denn wenn sie ihn über der Hand zusammenzog, so sah man die ganze Gestalt der — noch immer schönen — Hand durch.» Da erinnern wir uns, daß Correggio, dem Meister des Helldunkels, im «Cicerone» nachgerühmt wird, er habe wie vor ihm kaum einer gewußt, daß die Oberfläche des menschlichen Körpers in Halblicht und Reflex den reizendsten Anblick gewährt, wie Correggio überhaupt die feinsten Regungen des Nervenlebens erriet und malte, ein Kenner aller Regungen, die aus dem Innern der Gestalten nach außen drängen. Bei ihm erhöht sich das Sinnlich-Reizende zum Zauber, ja es berührt uns dämonisch. Und ferner steht da zu lesen, gebe es Gemüter, die Correggio zurückstoße, was man ihnen jedoch absolut nicht verargen könne, denn diesem Maler fehle vollständig das Sittlich-Erhebende; von großer, befreiender Schönheit sei bei ihm nicht die Rede; sein Streben nach Affekt gehe bis zur Brutalität . . . Gewillt, ja verpflichtet, nun auch diese herben Dur-Akkorde in unserem Innern ausschwingen zu lassen, machen wir uns bewußt, daß Johanna Matthieux, nachdem sie Bettinas Haus verlassen, an ihre Mutter schrieb<sup>5</sup>, Bettina sei ein weiblicher Napoleon im kleinen, und an der im Haus herrschenden Atmosphäre beklagte sie «das Schädliche, was in dieser Trunkenheit lag».

<sup>5</sup> Paul Kaufmann, Johanna Kinkel. In: Preuß. Jahrb. 221 (1930), p. 297.

Die Briefe an den Bonner Dozenten Gottfried Kinkel sowie an die Berliner und Bonner Studienfreunde — Fresenius, Schauenburg, Beyschlag, Wolters — zeigen in steigendem Maße objektiven Gehalt: sie reden von menschlicher Begegnung, erschauter Landschaft, geplantem oder bewältigtem Geisteswerk, und sie beglücken durch leichte Anmut des Sichgebens, durch einen allzeit aufgeschlossenen, dem Hohen und Guten zugewandten Sinn, abhold eigensinnig-schwerfälligem Wesen.

Als kennzeichnendes Novum verraten sie Distanz — eine in herben Erfahrungen gereifte Distanz, die von studentischer Heiterkeit, ja von burschikosem Wohlbehagen zwar zuweilen freundlich gemildert, niemals aber durchbrochen wird. Da heißt es in einem aus Niedernollendorf, 21. April 1843, datierten Brief: «Sobald ich wieder hier ankam, war Fresenius da etc etc kurz, ich hab noch nit einen einzigen Reim gemacht, so lang ich hier bin, rauch aber viel Cigarren, hab gute Manillas entdeckt, Urmau<sup>6</sup> raucht sie auch gern, Directrix hat nix dagegen. Vor acht Tagen noch etwas Schnee, seitdem aber nur prachtvoller Blüthenschnee mit obligater Hitze. Es ist allerlei im Projekt; es wird ein Stuck: Simson, angefangen. Oxen werd ich wohl nit viel, schadt nix. Kölln hat wieder ein ganz Fuder Romantik auf mich ausgeschüttet. Der Conrad ist endlich heraus, ein prächtig Büchelchen, es soll von einem gewissen Burckhardt sein, der es faustdick hinter den Ohren hat, und es nur nit recht von sich geben kann. Ich will dir dieses Subject bestens empfohlen haben. Addio lieber Junge, pfleg dich gut, dein Eminus.» Nun muß man wissen, wer der Empfänger dieser Zeilen war —: Albrecht Wolters, die reichste und tiefste, Burckhardt brüderlich verwandteste Natur unter all jenen Freunden —, Wolters, der wenige Wochen zuvor im Berliner Freundeskreis die Dankesrede auf den scheidenden Burckhardt<sup>7</sup> gehalten hatte, worauf ihm dieser ergriffen, laut weinend um den Hals gefallen war . . . Dem jünglinghaften Herzensroman mit Biedermann wird eben keiner mehr folgen, weder mit Wolters noch mit sonst einem der deutschen Freunde. Vielmehr wird bald, ach, wie bald, über Beyschlag und Wolters das bittere Wort fallen: «Zudem haben sich die Leute ja einen *Entschluß* gefaßt, glauben zu *wollen* (ungefähr so wie man sich zu einem Brechmittel oder zum Zahnausreißen *entschließen* muß), und da ist ja Alles

<sup>6</sup> Das meint: Urmaikäfer, Gründer des sogenannten Maikäferbundes. — «Directrix» = Johanna Matthieux geb. Mockel, Kinkels Braut. — «Conrad» = Burckhardts Erstlingswerk: «Conrad von Hochstaden, Erzbischof von Kölln», Bonn 1843.

<sup>7</sup> Beyschlag a. a. O., p. 150 f. — Vgl. Beyschlags «Erinnerungen an Albrecht Wolters», in: Deutsch-Evangelische Blätter 4 (1879/80), p. 17.

vergebens.» So steht es zu lesen in einem Brief an Kinkel vom 29. Juni 1845.

Von dem im Frühjahr 1846 nach Rom ziehenden Burckhardt sagt Werner Kaegi mit gutem Fug, er habe genau dasselbe getan, was in älteren Zeiten verwandte — aszetische — Geister getan, wenn sie den Pilgerstab ergriffen, ins heilige Land zogen und ein Leben der Armut und Entsagung gelobten im Dienste des höchsten Herrn, den sie kannten; man lese nach, was Burckhardt selber im «Konstantin» über die ägyptischen Einsiedler sagt, und man wird nicht mehr zweifeln, daß er dort sein eigenes Trachten beschreibt... In ähnlicher Weise mag man sich — angesichts der um das fünfundzwanzigste Altersjahr erreichten menschlichen und literarischen Reifestufe, wie sie sich aus den Briefen ablesen läßt — auf Gedanken besinnen, die einst im Altertum und Mittelalter christliche Denker über die *Communio sanctorum* vorgetragen haben. Es ist, so wurde damals gelehrt, nicht an dem, daß bloß die einzelne Seele von Gottes Licht in dem Maß erfüllt wird, als sie zu Gott Liebe hat, so wie ein des Aufleuchtens fähiger Körper vom einfallenden Lichtstrahl erfüllt wird; sondern, da ja zahlreiche Körper von ihrem empfangenen Licht erglänzen, strahlen sie dieses ihr Licht alsogleich auch einander zu, so daß des Lichtes und der Glut immer mehr werden. Nur die irdischen, vergänglichen Güter mindern sich, schwinden dahin im Einzelbesitz. Die überirdischen, unvergänglichen Güter nehmen an Fülle zu, je mehr Seelen ihrer teilhaft werden.

In dieser Weise hat der Sohn des Basler Antistes kaum jemals die *Communio sanctorum* erlebt; wohl aber, und zwar schon in seinen Jünglingsjahren, die ihm dann Zeit seines Lebens stets so tröstliche *Communio eruditorum*. Was Wunder, wenn noch der alte Mann seinen Zuhörern im Museumssaal vorliest: «Il faut ôter l'air et le ton de compagnie le plus tôt qu'on peut, et faire entrer les gens dans nos plaisirs et dans nos fantaisies» — und hinzugefügt, darin habe nicht allein die gesellschaftliche Kunst der Sévigné bestanden, sondern zugleich ihre Rettung.

\*

Diese Beobachtungen und Ueberlegungen zu machen, bot der jüngst erschienene erste Band von Jacob Burckhardts gesamthaft und kritisch edierten Briefen<sup>8</sup> den gerechtesten und erfreulichsten Anlaß.

Nach der seit 1934 in vierzehn stattlichen Bänden vollendeten Ge-

<sup>8</sup> «Jacob Burckhardt, Briefe. Vollständige und kritisch bearbeitete Ausgabe. Mit Benützung des handschriftlichen Nachlasses, hergestellt von Max Burckhardt. — Erster Band: Jugend und Schulzeit, erste Reisen

samtausgabe der Werke soll nun, während gleichzeitig Werner Kaegi die so glücklich begonnene Biographie fördert, auch das Opus epistolarum in würdiger, endgültiger Form erstellt werden. Wiederum ist es Basel, das wir am Werke sehen; auch diesmal wieder das öffentliche Basel der Archive, Bibliotheken, Museen, Stiftungen, im Verein mit dem heimlicheren Basel der Familien, Einzelnen und Freundesgruppen. Da mag man gar wohl an die werkfreudige Pietas des mittelalterlichen Pisa denken; man mag sich vorstellen, wie in der Nordwestecke der Stadt einstmals der mächtige Dom allein vollendet dastand, während der an Wandbildern reiche Friedhof-Kreuzgang und der kleinere, intime Rundbau der Taufkirche erst allmählich aus dem grünen Wiesenplan emporwuchsen: jeder Bau seinem besonderen, leicht erkennbaren Zwecke dienstbar, majestätisch in sich selber ruhend, und dennoch nach Distanz und Ausmaß auf die beiden anderen weise abgestimmt — «reiches System dreier Bauten», sagt der Cicerone —; das Ganze aber, die in lichter Pracht schimmernde Monumentalanlage war, vom Beginn bis zur Vollendung, das Werk einer Gemeinschaft von planenden Architekten, ausführenden Werkleuten und wagemutig-spendefreudigen Bürgern.

nach Italien, Studium in Neuenburg, Basel, Berlin und Bonn. 1818 bis Mai 1843.» — Benno Schwabe & Co. Verlag, Basel 1949. — Der zweite Band soll demnächst erscheinen. Es sind neun Bände geplant mit über 1200 Briefen, davon über die Hälfte bisher ungedruckt. — Dr. Max Burckhardts Editionsarbeit (Textkritik, Anmerkungen, Kurzbiographien der Adressaten, Literaturhinweise, Drucklegung) verdient hohes Lob.